

JEDER TAG EIN JAHR

Roman

von

Noel Aiden

Copyright 2016 für die deutsche Ausgabe: Noel Aiden

Cover: Ideekarree Leipzig, fotolia.com & Noel Aiden

Das Werk ist urheberrechtlich geschützt.
Jede Verwertung bedarf der ausschließlichen Zustimmung des Autors.
Dies gilt insbesondere für die Vervielfältigung, Verwertung, Übersetzung
und die Einspeicherung und Verarbeitung in elektronischen Systemen.

Korrektur: Ulrike Prager

Ausführliche Informationen finden Sie auf:
www.facebook.com/aidenletters
www.noelaiden.de

ISBN-13: 978-1533337528
ISBN-10: 1533337527

**Die Zukunft ist jetzt, denn was du jetzt denkst und fühlst, erschafft
dein Leben und deine Zukunft.**

Erstes Kapitel

1

Es war einmal ein Junge, der die Welt verändern würde.

Gegenwärtig hatte das für ihn keine Bedeutung. Der Junge war erst ein paar Tage alt.

Genauso wenig bedeutsam für ihn war, dass seine Mutter, die alleinstehende Maria Gonzales Fanchez, ihn in einem Korb hinter einem Fels abgelegt hatte, da sie sich kein weiteres Kind leisten konnte. In Spanien herrschte Arbeitslosigkeit und auf Gran Canaria, der Insel im Atlantik nahe dem nordafrikanischen Kontinent, war es sehr schlimm. Maria konnte ihre zwei älteren Kinder mehr schlecht als recht durchbringen, nicht jedoch zusätzlich diesen Schreihals, den sie dem Barranco und einem Platz im Schatten anvertraute. Ob Maria Gonzales Fanchez ein schlechtes Gewissen hatte und sich bewusst war, dass sie ihr Neugeborenes nur drei Tage, nachdem sie es heimlich in einer Kiste nahe La Solana in den Bergen geboren hatte, dem sicheren Tod aussetzte, würde der Junge nie erfahren, denn nach dieser Tat ging Maria ihrer Wege und verließ diese Geschichte.

Stets hat das Leben seine eigenen Pläne mit kleinen und großen Menschen und auch diesmal machte es sich einen Spaß daraus, die scheinbar richtigen Karten zu mischen.

Der winzige Junge überlebte.

Er schrie jämmerlich, als Rafael Martiguez daherkam. Wobei *kommen* nicht ganz richtig ist, denn er torkelte. Rafael, den alle nur den *alten Rafa* nannten, war ein Säufer. Für einen Euro bekam man einen Liter Rotwein im Tetrapack. Für zwei Euro schenkte ihm der Wein Vergessen. Hinzu kam ein bocadillo, ein belegtes Brötchen, am Tag und gelegentlich alter Fisch vom

Markt, den er lange über einem offenen Feuer garte, damit schlimme Bakterien abgetötet würden. Jedes Dorf hatte seinen Säufer, den man zumeist auf dem Marktplatz oder in dem kleinen versteckten Park antraf, wo er im Schutz des Schattens dumpf verweilte und wartete, bis sich genug Spenden in der Blechbüchse gesammelt hatten. Vor einer Kirche war stets ein guter Platz, denn nach dem Gottesdienst badeten die meisten Besucher in Freigiebigkeit.

Rafa war der Säufer von Fatageo. Wenn es ihn langweilte, ging er hinaus in die Natur, wo er ein Schläfchen hielt und den Zikaden lauschte. Hier konnte es geschehen, dass seine Schicht des Vergessens Risse bekam und er sinnierte. Zumeist trieben ihn diese Gedanken zurück ins Dorf, wo er Wein kaufte.

Doch nun war er bei seiner Höhle, war zuhause.

Hier fand er das schreiende Baby. Er hielt sich an einem Felsvorsprung fest, hockte sich hin und blinzelte verwirrt. Das Baby wurde ganz still, als sei es sich seines Blickes bewusst.

»Ein Kind«, knurrte Rafa. »Wo kommt es her, dieses Kind? Warum brüllt es hier, mitten in der einsamen Schlucht?«

Er musste träumen, so viel stand fest. Der Wein gaukelte ihm Bilder vor, die nicht von dieser Welt waren. Das weinende Baby hatte einen ganz roten Kopf. Es konnte nur ein paar Tage alt sein. Eingewickelt in eine dünne Decke auf einem Kissen.

»Ich mag das nicht, ich will das nicht. Das stört mich«, murmelte Rafa, der mit kleinen Kindern nichts anzufangen wusste, genauso wenig wie mit Erwachsenen, denn es herrschte ein kalter Wind in seinem Altmännerherzen.

Er richtete sich auf, blickte sich um, machte staksige Bewegungen mit den Armen und ein paar Kniebeugen, die so seltsam anmuteten, dass sogar die Echsen ihre Köpfe abwandten. Er versuchte, den Alkoholnebel aus seinem

Schädel zu verdrängen, was halbwegs gelang. Falls er träumte, würde er nun erwachen und das Baby wäre verschwunden. Doch nichts änderte sich.

Auf diese Weise gestärkt überlegte Rafa, was zu tun war, denn allem Anschein nach war das Kind genauso real wie die Wärme, der Wind und die aufgeheizten Felsen.

Es gab ein Kinderheim in der Nähe und ein Krankenhaus. Dort würde er seinen Fund abliefern.

Es gab außerdem die Polizei, mit der Rafa allerdings nichts zu tun haben wollte, obwohl er sich gesetzestreu verhielt. Zu sehr erinnerte er sich an die Willkür von Francos Diktatur und an deren Foltergefängnisse. In einem davon war Rafas Vater vor vierzig Jahren hingerichtet worden, weil er sich dem Widerstand angeschlossen hatte. Der junge Rafa hatte tagelang geweint. Ein Jahr später war der Alptraum vorbei gewesen und seitdem herrschte in Spanien Demokratie.

Das Baby greinte und Rafa hob es ans Gesicht. Als er an der milchweißen Haut schnupperte, seufzte er entrückt, ohne dass es ihm bewusst war. Dieser milde Duft setzte in ihm ein längst vergessenes Gefühl frei und eine Erinnerung, die er ganz schnell wieder verdrängte.

Das Baby sabberte an seinem Hals. Es war leicht wie eine Feder, ein hilfloses kleines Ding, völlig abhängig von wohlmeinenden Menschen. Es würde keinen weiteren Tag überleben, wenn sich niemand um es kümmerte.

Rafas Seele wurde weich und Etwas, das erstarrt war, regte sich. Das verwirrte ihn und raubte ihm noch mehr Gleichgewicht als der Alkohol. Nein, er durfte das Kind nicht sterben lassen. Und weggeben? Damit es in falsche Hände geriet und Menschen ausgeliefert war, die damit wer weiß was anstellten? Außerdem war es so ... niedlich, so schwach, so bedürftig.

In diesem märchenhaften Moment beschloss er, das Kind nie wieder herzugeben.

Das war Aberwitz, denn er war ein Gestrandeter, und diese Entscheidung bewertete er im selben Moment als verantwortungslos. Er war andererseits der Meinung, dass die Scheu vor der Verantwortung eine Krankheit der Zeit war. Niemand kümmerte sich noch um den anderen, am wenigsten um jene, die schwach waren. Er wusste das, denn auch er gehörte zu jenen, die auf andere Menschen angewiesen waren.

Rafa erkannte erstaunt, dass seine persönliche Welt nur für ihn geschaffen worden war, also war er dafür verantwortlich. Nein, er erkannte es nicht. Er hatte es schon immer gewusst, doch jetzt fiel es ihm ein.

Denn das Schicksal hatte ihm das Baby gebracht.

In den letzten Jahren hatte er sich verantwortungslos verhalten und war zu dem geworden, was anständige Bürger mitleidig angafften und Touristen heimlich fotografierten. Er war an einem Punkt, an dem ein einziger Euro ihn glücklicher machte als alle Liebe der Welt.

Mit dem Kind musste er einiges ändern.

Wie er das anstellen sollte, war in diesem Moment tranceähnlicher Klarheit und inneren Leuchtens unwichtig. Wichtig war die Entscheidung.

2

Vor der Kirche von San Fernando erbettelte Rafa fast zehn Euro. Er schmunzelte, während er die Münzen zählte. Der Junge, denn inzwischen hatte er ermittelt, dass es sich um einen solchen handelte, schien ihm Glück zu bringen. Vielleicht war für seinen Erfolg auch das Lächeln verantwortlich, mit dem Rafa die Bürger betörte. Ein Penner, der von innen heraus strahlte, als sei er ein Millionär? Gab es so etwas? Diesem Menschen spendete man gern etwas, damit er sein Lächeln nicht verlor. Denn so waren die Menschen. Begegneten sie jemandem, der sie anlächelte, beglückte es ihr Herz und sie liebten es. Sie hätten alles dafür getan, selbst so lächeln zu dürfen, zu können ... oder zu wollen?

So dachte Rafa, während er das Geld in die Tasche schob.

Er kaufte Milch, ein Babyfläschchen und Windeln. Das alles verstaute er in der Einkaufstasche und verließ die Ortschaft.

Er hatte den Jungen in einer kleinen Höhle versteckt, von denen es hier so manche gab. Die Legende sagt, in ihnen hätten die Ureinwohner der Insel, die Guanchen, gelebt. Noch heute waren die größeren der Höhlen bei vielen Menschen beliebt und wurden zu Wohnungen ausgebaut, da sie über ein konstantes Klima verfügten, also im Sommer kühl und im Winter warm waren.

Der Junge sollte es sicher haben. Deshalb hatte Rafa die Höhle mit Gestrüpp und einigen Steinen verschlossen, sodass niemand mögliches Babyschreien hörte und Wildtiere keinen Zugang fanden. Dennoch war er nervös, denn man konnte schließlich nie wissen, was so ein Winzling für Bedürfnisse hatte. Also beeilte er sich, soweit sich das mit der Bettelei vereinbaren ließ, und eilte zurück in die Schlucht.

Dort füllte er die Flasche mit Milch und wärmte sie in der Sonne. Er schnupperte an der Milch, besorgt, sie könne sauer geworden sein. Dann

fütterte er das Kind. Anschließend reinigte er das Baby mit Quellwasser und wickelte es ungeschickt. Er stupste seine Nase an den kleinen, kaum behaarten Kopf und staunte über das zierliche Leben, das er in Händen hielt. Er wog es sanft auf den Armen und wartete, bis es Bäuerchen gemacht hatte und einschlief.

Das Kind hatte sich entwickelt. Es war nicht mehr rosig, sondern hatte ein rundes freundliches Gesicht. Und es war beweglicher.

Alles in Rafa verlangte nach Rotwein. Nur einen Liter wollte er trinken, nur ein bisschen Vergessen geschenkt bekommen. Doch was wäre, wenn der Junge erwachte und seiner Hilfe bedurfte? Was, wenn etwas Unvorhergesehenes geschah und er nicht aus dem Rausch hochkam?

Also litt der alte Mann, der erst knapp sechzig war. Er zitterte am ganzen Leib und schwitzte und fror zugleich. Immer wieder fiel sein Blick auf das winzige Bündel Leben und ehe er sich versah, weinte er. Tränen benetzten seine Wangen, während nicht weit entfernt, greifbar nah, die Sonne hinter den Felsen verschwand und frischer Wind die Schlucht kühlte, während sich der Himmel rot färbte, einige wenige Wolken lapislazuliblau glühten und Schwärme von Kanarienvögeln ihre Heimatpalmen suchten, wo sie aufgeregt singend den Abend begrüßten. Er drückte sich an den Fels, der die Wärme gespeichert hatte, und endlich beruhigte er sich, spuckte aus und murmelte: »Madre mia! Ich bin ein verdammter Narr. Doch nun habe ich es begonnen und muss es beenden. Einmal im Leben etwas beenden.«

Aus der Ferne trug der Wind den Odem des Meeres mit sich. Echsen huschten durch vertrocknete Gräser und machten raschelnde Geräusche. Zwei Geckos hatten es sich über dem Kopf des Babys bequem gemacht und warteten auf Ungeziefer als Abendspeise. Rafa schloss die Augen und ignorierte seinen fordernden Körper.

In der Ferne erklang das Bimmeln der Ziegenglocken. Marco, der Hirte, sammelte seine Herde hinter der Anhöhe im Tal.

Rafa murmelte: »So, wie die Ziegen Marcos Obhut anvertraut sind, ist im Grunde alles der Obhut der Menschen anvertraut. Das ist eine Verantwortung, die alle betrifft. Der werde ich mich nicht entziehen.«

3

Am nächsten Tag blieb Rafa den ganzen Tag bei dem Säugling.

Es war ein grauenvoller Tag.

Rafa versuchte, die Lust auf Alkohol wegzuschlafen, doch ihn plagten Alpträume und immer wieder schnellte er hoch. Er war hungrig, aber nicht in der Lage, ins Dorf zu gehen. Stand er auf, knickten die Beine unter ihm weg und so viel Schweiß brach ihm aus, dass er glaubte, in sich selbst zu ertrinken. Er schüttete Quellwasser in sich hinein, entleerte sich immer wieder, erbrach sich ein ums andere Mal und verwünschte dieses Baby, das sein Leben durcheinandergebracht hatte. So würde es nicht funktionieren. Morgen würde er den Jungen in das Krankenhaus bringen, sich zwei Liter Wein kaufen und anschließend einen ganzen Tag und eine Nacht schlafen.

Er wickelte das Baby und fütterte es mit Milch.

Er murmelte vor sich hin und befürchtete, wahnsinnig zu werden. Irgendwann schlief er ein, erschöpft wie ein Marathonläufer.

Und die Nacht verging.

4

Das Greinen des Jungen weckte Rafael. Kein lautes Weinen, sondern ein fast mürrischer Laut. In Rafas Schädel summte und brummte es, seine Knochen schmerzten und seine Muskeln fühlten sich an wie Schlamm. Seine Zunge glich einer vertrockneten Feige und alles in ihm schrie nach einem Schluck Wein.

»Nein!«, knurrte er und richtete sich auf. »Noch nicht. Später ... vielleicht.«

Er fiel zurück auf den Rücken, in den sich ein Stein bohrte, den er gestern nicht gespürt hatte. Er blinzelte in das Licht der aufgehenden Sonne. Die Kleidung klebte an seiner verschwitzten Haut.

»Ich muss mich säubern. Ich stinke.«

Reinlichkeit war für ihn stets wichtig gewesen. Doch nun forderte der Entzug einen so hohen Preis, dass er beschloss, das Baby schnell zu füttern und sich dann Linderung zu verschaffen.

Er war kein Heiliger. Und ein Schlückchen durfte ihm niemand verwehren.

Dann erinnerte er sich, was ihn so sehr erschreckt hatte, dass er zurück auf den Rücken gefallen war. Er richtete sich erneut auf und traute seinen Augen nicht.

Dort lag der Junge, doch er sah anders aus als gestern Abend. Er war ...

Santa Madre de Dios!

... er war größer! Viel größer. Gut zehn Zentimeter länger. Und er hatte ein anderes Gesicht. Das Gesicht eines Kleinkinds, das kein Säugling mehr war. Kein Wunder, dass der Bursche ungehalten war, denn die Windel musste schrecklich kneifen, da auch die Beine...

Und nochmal: Santa Madre de Dios!

... dicker geworden waren.

»Der Wein hat mein Hirn zerstört«, murmelte er und kroch zu dem Jungen. Sonnenlicht stahl sich in die Höhle und brach sich auf einem vollen Haarschopf, auf hellblonden Haaren, die über Nacht gesprossen waren.

Der Junge blickte ihn aus großen blauen Augen an und lächelte.

»Wieso guckst du so?«, fragte Rafa und wagte kaum zu atmen. »Zuletzt warst du noch ein blinder Wurm.«

Der Junge öffnete den Mund und sagte: »Grara!«

Rafa fuhr zurück und stieß sich den Kopf an einem Überhang. Er verschluckte einen Fluch, denn vor einem Kleinkind fluchte man nicht. Nein, das gehörte sich nicht.

Der Junge grinste und wackelte mit dem Leib.

Es roch durchdringend nach einer gefüllten Windel.

»Ein übler Streich«, murmelte Rafa. »Bin ich noch hier in der Höhle oder schon im Irrenhaus von Las Palmas? Träume ich das alles nur? Hat mich das Delirium ergriffen und der Tod wartet hinter der nächsten Ecke?«

»Grara«, sagte der Junge.

Rafa füllte die Milchflasche und fütterte den Jungen. »Du brauchst feste Nahrung, dios mío. Milch alleine genügt nicht mehr. Ist sowieso nach diesem Frühstück alle.«

Er würde Babynahrung kaufen müssen und Wein.

Eine Belohnung für den Kleinen und eine für sich. Wer so etwas erlebte, brauchte eine Belohnung.

Der Junge trank den Inhalt der ganzen Milchflasche und Rafa wechselte naserümpfend die zu kleine Windel, die er in einer Plastiktüte verknotete. Danach wackelte der Junge mit den Armen und den Beinen und lachte zufrieden. Rafa schob dem Jungen seine alte Jacke unter und hoffte, dass sie nicht von Milben oder Läusen befallen war. Wie er es drehte und wendete: das alles war eine blöde Idee gewesen, eine spontane Eingebung, eine

Irrung seiner Gefühle. Wie sollte er sich dauerhaft um das Kleinkind kümmern?

Er hockte neben dem Jungen und sah ihn an.

»Du bist blond. Hellblond, kleiner Amigo«, sagte er. Der Junge lauschte aufmerksam. »Und du hast blaue Augen.« Rafa schüttelte langsam den Kopf. »Kein Spanier hat hellblonde Haare und blaue Augen. Ich kenne jedenfalls keinen.« Er überlegte und trank aus dem Plastikkanister, in dem das Quellwasser zur Neige ging. Er wischte sich die Lippen ab, wobei er seine kratzige Wange spürte. Er beschloss, sich demnächst zu rasieren. »Du siehst aus wie ein kleiner Guanche.«

»Grarala.«

»Guanche«, wiederholte Rafa. »Weißt du, was das ist?«

»Gagada.«

»Das sind die Ureinwohner von Gran Canaria. Man sagt, die sind schlank und groß und gutaussehend gewesen. Und viele von ihnen waren blond, hellhäutig und hatten blaue Augen. Vielleicht sind die auch so schnell gewachsen wie du, wie sonst hätten sie fast zwei Meter groß werden sollen? Kein normaler Spanier ist zwei Meter groß.«

Er begriff, dass der Junge nur seiner Lautmalerei lauschte, doch das einseitige Gespräch machte ihm Spaß. Er hatte schon so lange kein Gespräch mehr geführt, denn er machte in dieser Hinsicht einen großen Bogen um Menschen. Man wusste nie, wem man vertrauen konnte, nicht wahr? »Drüben auf Lanzarote haben die Spanier um Fünfhundert die letzten Ureinwohner getötet. Weißt du eigentlich, dass man auf La Gomera noch die alte Guanchensprache lehrt? Die hört sich an wie Vogelpfeifen und ist völlig unnütze. Eine Sache der Tradition, verstehst du? Nein, das tust du nicht. Und wie die sich bewegen konnten. Sie hatten lange Stöcke, mit denen sie sich über Stock und Stein geschwungen haben wie Hochspringer bei einer Olympiade. Ganz elegant soll das ausgesehen haben. Ein paar von

ihnen haben die spanischen Eroberer überlebt. Wenige hundert auf jeder Kanareninsel. Es gibt heute noch Nachfahren, sagt man. Ich wette, du bist einer von denen. Aber vielleicht hat mich auch Guayota ergriffen und das alles ist nur ein Traum.« Rafa seufzte. »Wer das ist? Das ist der Dunkle Dämon der Guanchen, der noch heute in einer Höhle auf Lanzarote haust.«

Der Junge blinzelte fröhlich.

»Guancho«, sagte Rafa. »Oder besser ... Juancho. Ja, so werde ich dich nennen. Juancho. Das ist ein schöner Name, der deine Vorfahren ehrt, kleiner blonder Amigo.«

Der Junge, Juancho, bewegte die Lippen, als wolle er den Namen nachsprechen.

Rafa grinste. »Nein, das kannst du noch nicht. Aber wer weiß ... Vielleicht bist du morgen ja wieder so erstaunlich gewachsen und siehst wieder älter aus, als es richtig wäre. Dann solltest du es aussprechen können.« Er stand auf und winkte ab. »War nur ein Scherz.«

Er ahnte nicht, wie sehr er sich täuschte.

5

Als Kind der Hispanidad hatte Rafael Martiguez in seinem Leben viel erlebt. Zu viel würden manche sagen. Nicht nur den Franquismo, sondern auch das anschließende Wirtschaftswunder, das Spanien zu einer der zehn stärksten Wirtschaftsnationen der Welt gemacht hatte. Ein einschneidendes Erlebnis hatte Rafa vor zehn oder zwölf Jahren gehabt, als er nach Barcelona gefahren war, um dabei zu sein, wie eine der letzten beiden Franco-Statuen zerstört wurde. Es kam zu Ausschreitungen, bei denen Rafa das erste und letzte Mal in seinem Leben gewalttätig wurde. Jeder Schlag gegen einen aufgebrachten Radikalen war ein Schlag der Rache für seinen Vater gewesen.

Anstatt erleichtert zu sein, endlich atmen zu können, war danach in Rafas Seele alles leer. Das war seltsam und irgendwie nicht richtig, aber was konnte er schon gegen die seltsamen Diktate der Seele tun?

Er saß da und wusste nicht weiter, umgeben vom Wissen der Jahrhunderte, doch das nützte ihm nichts. Kein Lebender hatte ihm etwas zu sagen und nicht selten schien es ihm, als sei die Geschichte seines Lebens in Wasser geschrieben. Selbst der Tod schreckte ihn nicht. Warum auch? Es mochte von Vorteil sein, wenn dann die Karten neu gemischt wurden.

Er begann zu trinken, jobbte nebenher, trennte sich von einer Frau und dann von der nächsten und schließlich landete er auf dem Sozialamt, wodurch er sich mehr schlecht als recht durchschlagen konnte.

Er lernte alles, wirklich alles zu verdrängen. Er hörte auf, darüber nachzudenken. Das war Selbstschutz, damit es ihm nicht das Herz brach. Er haderte nicht, resümierte nicht, sondern lebte ausschließlich in der Gegenwart, sozusagen von Weinflasche zu Weinflasche. Manchmal auch von Frau zu Frau. Zumindest immer von Tag zu Tag.

Anfangs quälte ihn die Vergangenheit in Träumen, doch auch das endete irgendwann.

Schließlich vergaß er, was geschehen war. Denn da es gab diese eine Geschichte in seiner Vergangenheit, ein Drama mit Frau und Kind, das ihn endgültig in den Kosmos der Menschenferne geführt hatte. Er vergaß es komplett, als hätte es nie stattgefunden, und dachte doch, ohne es zu wissen, jeden Tag daran, da bestimmte Dinge nicht aus der Erinnerung zu löschen sind. Er ahnte auf unbestimmte Weise, dass er und sein Leben ein Resultat der Dinge waren, die er perfekt zu verdrängen gelernt hatte. Aber selbst dieses Resümee war für ihn zu anstrengend, belastete ihn so sehr, dass er es ließ. Weit weg von seiner Seele, wie er meinte.

Die Vergangenheit zählte nicht mehr, die Zukunft war ein leeres Blatt. Was er in der Gegenwart tat, würde die Zukunft bestimmen, auf die eine oder andere Art. Na und? Sollte er deshalb nervös sein? Was interessierte ihn die Zukunft? Was sie für ihn bereithielt, würde er wissen, wenn sie wieder zur Gegenwart geworden war, weshalb er sie nicht kennen wollte. Wenn es gute Dinge waren, würde es eine angenehme Überraschung sein. Waren es unangenehme Dinge, würde er schon lange leiden, bevor sie einträfen.

Nun war Juancho in sein Leben getreten und hatte es komplett umgekrempelt. Vorgestern ein Baby, das heute ein Kleinkind war.

In den letzten zwei Tagen hatte Rafa dem Begehren auf Alkohol tapfer widerstanden. Er führte den Kampf gegen den Teufel mit einer Kraft, wie sie sein Vater gehabt haben mochte, als er sich gegen Franco aufgelehnt hatte. Er wusste nun, dass er sich nicht im Delirium befand, sondern in seinem Zuhause, einer Höhle im Barranco de Lucia. Das machte es nicht leichter, denn was geschah, hatte eher die Anmutung eines Traumes und wäre als Begleiterscheinung einer heillosen Ekstase leichter zu ertragen gewesen.

»Traurig?«, fragte eine Stimme hinter ihm.

Rafa fuhr herum und musterte den Jungen. Ein nackter Vier- oder vielleicht sogar Fünfjähriger mit blonden Haaren, die bis auf die Schultern fielen, strahlend blauen Augen und die Haut makellos weiß wie Alabaster. Das schönste Kind, das Rafa je gesehen hatte. Ebenmäßig, von eindrucksvoller Agilität und offenkundiger Gesundheit. »Traurig?«

Rafa war einst ein scharfsinniger Mann gewesen. War es vermutlich noch immer, auch wenn er glaubte, das Denken aufgegeben zu haben. Es hatte eine Zeit gegeben, da gab es nichts Schöneres, als mit Freunden in einer Bodega zu sitzen, Zigaretten zu rauchen und über ‚Dieses obscure Objekt der Begierde‘ zu diskutieren und darüber, ob Michel Piccoli von Regie-Ikone Luis Buñuel neben Fernando Rey seinem Stellenwert entsprechend inszeniert worden war. Oder sie beratschlagten über den Philosophen Juan Donoso Cortés, der zum Vordenker moderner Diktaturen geworden war und für manch spanischen Intellektuellen ein rotes Tuch darstellte. Gerne erinnerte Rafa sich an seinen damaligen Freund José, der sich nach dem Genuss einiger Gläser Aquavit lautstark über die prallen Ärsche auf den Bildern von Diego Velázquez ausließ, indem er sie mit seinen Eroberungen verglich und zu dem Schluss kam, dass er das Barocke sehr schätzte, was alle zum Lachen brachte. Es wurde Gott und die Welt erörtert und jeder ging nach Hause oder miteinander ins Bett. Die Hirnwindungen glühten und es gab keine Idee, die zu weit entfernt war, um nicht spielerisch eingefangen und intellektuell hinterfragt zu werden. Es war eine Zeit gewesen, in der sie mehr Fragen als Antworten gehabt hatten. Eine gute Zeit!

Doch wie hätten seine Freunde reagiert, wäre Rafa zu ihnen gegangen, um zu gestehen: »In meiner Höhle lebt ein Junge, der täglich ein Jahr altert.«

»Sauf weiter, compadre!«, hätte José gerufen und alle hätten sich ausgeschüttet vor Lachen.

»Wie kommt es, dass du sprechen kannst?«, flüsterte Rafa. Er war hungrig, nervös und etwas ängstlich. Was hier geschah, gehörte in einen Bereich seiner Wahrnehmung, den es nicht geben durfte.

»Ich kann es«, sagte Juancho. Seine Worte klangen gebrochen, nicht ganz sicher artikuliert, eben so, wie ein Kind seines Alters sich ausdrückte. »Anziehen.« Juancho sah an sich herab. »Ich will nicht nackt sein.«

»Nein, selbstverständlich nicht«, beeilte sich Rafa zu antworten und legte dem Kind eine alte löcherige Decke über. Welches Kind in diesem Alter interessierte sich für seine ganz natürliche Nacktheit und war schamhaft? Liebe Güte, das war bizarr!

Es gab keine Erklärung für dieses Phänomen. Und was man nicht erklären konnte, musste hingenommen werden.

Also, dachte Rafa, werde ich dem Kleinen beim Heranwachsen zuschauen und in zwei Wochen mit einem jungen Mann in dieser Höhle wohnen. Bei dieser Vorstellung hätte er um Haaresbreite gelacht. Und in drei Monaten stirbt Juancho in meinen Armen. Der Gedanke machte ihn traurig. Ich werde ihn begraben und mein Verstand wird sich davon nie wieder erholen.

»Ich gehe in die Stadt und besorge dir Kleidung. Und dann werden wir sehen, wie es weitergeht«, sagte Rafa hilflos. Er hatte Juanchos Frage noch nicht erwidert und meinte, dem Kleinen die Antwort schuldig zu sein. Wirkte er traurig? Vermutlich sah jeder Mensch, der zehn Jahre auf der Straße gelebt hatte, mitgenommen aus. Umso schlimmer, dass auch die meisten wohlbehüteten Touristen oder jene Leute, die im Geld schwammen und auf dem Monte León oder in einer Villa in Barcelona lebten, genauso aussahen.

Rafa überlegte, wie einfach es wäre, traurig zu sein, wenn man es musste, und fröhlich, wenn man es konnte. Doch die wenigsten Menschen richteten sich danach, wodurch sie ihr Leben in Grau tauchten. »Nein, ich bin nicht traurig, Juancho. Das wirkt nur so, weil ich unrasiert bin.«

»Freust du dich?«, fragte der Junge.

»Warum sollte ich mich freuen?«

»Weil es mich gibt.«

»Ja, das freut mich.« Das war die pure Wahrheit, oh ja!

»Und weil es dich gibt?«

Rafa sperrte den Mund auf, denn diese Frage hatte er nicht erwartet. Er nickte stumm und Juancho schien zufrieden. Der Junge hatte sich in die Decke gewickelt und kauerte neben dem Höhleneingang, wo er Sonnenstrahlen einfing wie eine marmorne Statue. Ein matter Glanz lag auf dem makellosen Gesicht. »Du bist lieb.«

Rafa erstarrte.

Juancho sah ihn an. Ein reines Gesicht voller Glauben und Vertrauen.
»Wie heißt du?«

»Ich ...« Rafa hüstelte. Nur nicht darüber nachdenken. Es einfach akzeptieren. Alles andere wäre Wahnsinn. »Ich heiße Rafael. Aber alle nennen mich Rafa.«

Juancho lächelte.

»Ich hole dir Kleidung und bin schnell wieder da«, sagte Rafa. »Du bleibst so lange hier und verhältst dich ganz still. Dir kann hier nichts passieren. Es dauert nicht lange.«

Er hatte nicht genug Geld und bei dem Gedanken, Bekleidung für Juancho stehlen zu müssen, überlief es ihn eiskalt. Er hatte stets darauf geachtet, nicht gegen das Gesetz zu verstoßen. Zum Betteln hatte er nicht genug Zeit, also blieb ihm nichts anderes übrig.

6

Er hatte sich in drei Läden bedient. Eine Sporthose, Unterwäsche und zwei T-Shirts. Dazu offene Schuhe, die Juancho garantiert zu groß sein würden ... noch!

Nachdem er den Jungen angekleidet hatte, machte er dennoch eine gute Figur. War er schon wieder gewachsen?

»Das ist schön«, sagte Juancho und strich mit den Handflächen über die neuen Stoffe.

Rafa streckte sich und staunte, dass die einem Muskelkater ähnelnden Schmerzen kaum noch zu spüren waren und Energie in ihm pulste, an die er sich zu erinnern meinte wie an ein Echo früherer Zeiten. Heute Morgen hatte er sich gefühlt wie ein Vierzehnjähriger, der an einem schulfreien Tag mit klarem Blick und hellem Geist in seinem Zimmer aufwachte, während vor dem Fenster die Vögel den Inselfrühling besangen. Voller Lust auf einen Tag voller Abenteuer.

Rafa tastete in den Taschen seiner zerschissenen Hose nach Geldmünzen. Irgendwo musste noch ein Fünf-Euro-Schein sein. Die eiserne Reserve, die jeder bei sich trug, der auf der Straße lebte. Mit fünf Euro konnte er Juancho in einem Café ein Frühstück kaufen, auch wenn es Geldverschwendung war. Manchmal musste man eben unvernünftig sein, nicht wahr?

»Lass uns ins Dorf gehen. Du bist bestimmt hungrig«, sagte er. »Ich jedenfalls bin es.«

Er nahm Juanchos Hand, die sich klein anfühlte wie ein junger Vogel und weich und voller Vertrauen. So gingen sie über den schmalen Trampelpfad hoch zur Schotterstraße, die ins Dorf führte, und von dort aus Richtung Süden nach San Fernando. Dreißig Minuten Fußweg, während die

Frühsommersonne brannte und in der Ferne das Meer wie ein kristallfrischer Streifen lockte.

Ein Fremder hätte sie für Großvater und Enkel halten können.

Rafa fühlte sich genau so.

Und er war dankbar, dass er etwas längst Vergessenes gefunden hatte. Er empfand Liebe.

7

Juancho kaute auf dem Brot und zog den Speck zwischen die kleinen weißen Zähne. Seine Wangen waren gerötet. Er wirkte aufmerksam und jeder Bissen schien ihn zu erfreuen.

Rafa nippte an einem Espresso. Er hatte Hunger, sein Magen knurrte. Zudem war er sich der skeptischen Blicke einiger Passanten bewusst. Wenige Touristen in kurzen Hosen und Shirts, einige Canarios und zwei Polizisten der Guardia Civil, die sich mit geübtem Machismo über den Bordstein bewegten wie schwarze Ritter.

So sehr Rafa sich in den letzten Jahren bemüht hatte, das Denken zu unterlassen, kam er jetzt nicht umhin, genau damit wieder zu beginnen. Er suchte nach einer Erklärung für diesen Jungen, fragte sich, woher er stammte, warum er so schnell wuchs und wieso er Dinge konnte, die ihn niemand gelehrt hatte. Zudem fragte er sich, warum Juancho vom ersten auf den zweiten Tag ein Baby geblieben und erst ab dem dritten Tag gealtert war, und zwar ziemlich genau ein Jahr, soweit er das beurteilen konnte.

Und schließlich fragte er sich einmal mehr, warum er sich Fragen stellte, die anscheinend keine Antwort verdienten. Überdies wusste er nicht, ob er für die Konsequenzen einer Antwort bereit war. Schon immer hatte es mehr Fragen als Antworten gegeben und es mochte einen Sinn haben, wenn sie sich einem verschlossen.

Er war kein gläubiger Mensch, aber er vermutete, dass es im Universum Dinge gab, die man nicht erklären konnte. Die Entstehung des Universums war das Universum des Entstehens, *basta y completado!* Also blieb nur das Sein hier auf der Insel, in diesem Café, das er mit einem Lächeln begrüßen sollte. Jener Zustand, in dem sich der kleine Juancho befand, der die Gegenwart ohne Wenn und Aber genoss und wie Staub, für den es kein Demnächst gab, im Sonnenlicht schwebte.

Doch Rafa häutete sich, zumindest ein bisschen, und aus dieser neuen Haut konnte er nicht heraus, weshalb er den Sinn hinter dieser Sache erfragte. Vermutlich hatte alles genau jenen Sinn, den er bereit war, diesem Gegenstand zu geben. Und als er Juancho heimlich beobachtete und dessen unschuldiges Gemüt wahrnahm, pochte sein Herz so laut wie lange nicht mehr. Helle Strahlen erfüllten ihn so sehr, dass er am liebsten gesungen hätte.

»Guck mal«, unterbrach Juancho seine Gedanken.

Rafa folgte dem Fingerzeig. Gegenüber waren die beiden Polzisten mit einem Straßenmusiker im Gespräch, das immer lauter wurde, bis sie den jungen Mann schließlich in das Auto schoben und wegführten.

»Der Mann hat was vergessen!«, rief Juancho und rutschte vom Stuhl. Soeben wollte der Kleine über die Straße laufen, doch Rafa hielt ihn am Arm fest. Über die Gefahren des Straßenverkehrs schien der Junge nichts zu wissen.

»Warte«, sagte Rafa.

»Das Ding. Hat er vergessen.«

Nun sah Rafa auch, was Juancho so erregte. An der niedrigen Mauer lehnte eine Gitarre.

»Das Ding ist ein Musikinstrument. Warte«, wiederholte Rafa. »Setz dich wieder hin, bevor du überfahren wirst. Nicht auf die Straße laufen, Juancho. Das ist gefährlich.«

Drei junge Frauen zwei Tische weiter hielten im Gespräch inne und sahen zu ihnen. Dann begannen sie zu tuscheln.

»Du wartest hier und ich hole die Gitarre. Wenn die Polizei zurückkehrt, gebe ich sie ihnen«, sagte Rafa und staunte über seine Reaktion. Was interessierte ihn dieses Musikinstrument? Warum ließ er die Gitarre nicht einfach, wo sie war?

Weil Juancho sie gesehen hat.

Weil der Junge sich dafür interessierte.

Eine Minute später war Rafa zurück und stützte die Gitarre auf seinen Oberschenkel. Den drei Frauen, die erneut hersahen, schenkte er ein schiefes Lächeln. Glaubten sie, der abgerissene alte Mann wolle das Instrument stehlen?

Juancho starrte die Gitarre mit weit aufgerissenen Augen an. Seine Lippen bildeten ein staunendes ‚O‘.

»Kannst du darauf Lieder machen?«, fragte der Junge und wurde immer zappeliger.

Konnte er? Rafa rieb sich den Bart. Ja, selbstverständlich konnte er. Um der Wahrheit die Ehre zu geben, war er vor zwanzig Jahren ein sehr guter Gitarrist gewesen. Nicht viele hatten so schöne Arpeggios gezupft wie er. Wenn er das *Salamanca* oder Tarregas *Malagueña* gespielt hatte, waren ihm die Herzen der Frauen zugeflogen.

»Ja, das konnte ich«, ächzte Rafa.

»Machst du?« Juancho Lippen bebten. »Bitte, bitte, bitte!«

»Aber doch nicht ...«

»Biiiiitte!«

Rafa schaute in die Augen des Kindes. Ein großer klarer Blick traf ihn. Völlig rein, ohne Arglist, ohne Widersprüche. Die Augen eines Kindes, tiefe klare Seen ohne Grund. Er konnte diesem Blick nicht standhalten und das ergriff ihn. Er, ein alter Mann, der noch immer nicht völlig kraftlos war, wandte den Blick ab vor dieser Klarheit, vor einer noch reinen Seele, die nicht von dieser Welt zu sein schien und doch nicht anders war als jeder Blick eines Drei- oder Vierjährigen.

»Está bien«, murmelte er. »Wenn du es so willst ...«

Langsam fuhr der Daumen der rechten Hand über die Saiten und mechanisch stimmten die Finger der linken Hand die Töne. Es waren nur

Nuancen, doch Rafas Ohren waren perfekt und er hörte jede noch so kleine harmonische Abweichung. Dann begann er zu spielen.

Etwas ganz Einfaches, das sich ihm regelrecht aufdrängte. Er erinnerte sich. Wusste noch immer jede Note und setzte sie um. Es war *Roman castillo*, ein Traditional, das jeder Spanier kennt und sofort mitsummen kann.

Rafa schloss die Augen und seine Fingerkuppen fanden genau die richtigen Saiten, die korrekten Bündel, die entsprechenden Akkorde. Als hätte er in den letzten zwanzig Jahren nie etwas anderes getan. Er und die Gitarre wurden eins und er ergötzte sich an den sanften Schwingungen des Korpus, der unter den Tönen zu leben schien.

Dem *Roman* folgte ein weiteres Stück, dann ein Tango. Schließlich fielen die Finger vom Hals und den Saiten und Rafa starrte vor sich hin, ohne etwas zu sehen. Er war noch immer ganz tief bei sich, bei den Melodien. Es dauerte einige Sekunden, bis sich sein Blick lichtete und er in die strahlenden Augen Juanchos blickte, der den Kopf schräg auf die überkreuzten Unterarme gelegt hatte, die auf der Tischkante ruhten.

Erneut versank Rafa in diesem Blau des Himmels und des Meeres. Schließlich räusperte er sich. »So oder so ähnlich.«

Applaus brandete auf.

Rafa erschrak, als hätte ein plötzliches Unwetter eingesetzt und ein Blitz wäre auf die Straße geschlagen.

Die Frauen zwei Tische weiter klatschten und auch zwei Passanten, die während der Musik stehen geblieben waren und gelauscht hatten. Auch der Wirt, der Rafa noch Minuten zuvor skeptisch gemustert und zweifellos überlegt hatte, ob er den versoffenen Alten überhaupt bedienen sollte, schlug die Handflächen ineinander. Nach zwanzig Sekunden war alles vorbei und jeder wandte sich wieder seiner eigenen Realität zu. Lediglich der Wirt stand an Ort und Stelle. Er stapfte zu Rafa und Juanchos Tisch,

kreuzte die Arme vor der Brust und schnarrte: »Hast du Material für dreißig Minuten?«

Rafa blickte auf und blinzelte.

»Na ja, kannst du dreißig Minuten mit deiner Musik füllen?«

Juancho zupfte an Rafas Ärmel und sprang von einem Bein aufs andere. Dabei nickte er, als kenne er Rafas Repertoire ganz genau.

»Na was jetzt? Kannst du oder nicht?«

Rafa nickte. »Ja, ja, das kann ich. Ist gar kein Problem.«

»Wenn dir zwanzig Euro dafür reichen, komm heute Abend um zwanzig Uhr her. Dann spielst du eine halbe Stunde, hast eine Stunde Pause und spielst noch einmal eine halbe Stunde. Danach kannst du gehen, wohin du willst. Aber merke dir: Wenn du besoffen bist, hat sich mein Angebot erledigt.«

Eine Stunde musizieren für zwanzig Euro!

Oh, das hörte sich für Rafa wundervoll an. Mit zwanzig Euro konnte er Juancho versorgen und sich selbst.

»Vierzig! Zwanzig für jede halbe Stunde!«, schnellte es über seine Lippen und am liebsten hätte er sich auf die Zunge gebissen. Wie konnte er so vermessen sein?

Der Wirt lachte knarzend und klatschte in die fleischigen Hände, als zerquetsche er sein erstes Angebot. »Vale, vale, alter Kerl! Vierzig! Aber dann will ich, dass du die Gäste begeisterst.« Er nickte knapp und drehte sich auf der Stelle um wie ein Soldat. Er verharrte und sagte beiläufig über seine Schulter: »Wenn dir das gelingt, kannst du das von Dienstag bis Samstag machen! Und besorge dir anständige Kleidung, compadre.« Er verschwand im Café, wo ein schwules Paar gestenreich seine Aufmerksamkeit einforderte.

Rafa traute seinen Ohren nicht. Fünf Mal? Das waren achthundert Euro im Monat. Vermutlich bar in die Hand. Er gewann den Eindruck, schon

wieder zu träumen. Mit zitternden Fingern tastete er über seine Taschen, die leer waren. Er hätte sich gern noch einen Espresso gegönnt und Juancho eine heiße Schokolade.

Eine der drei Frauen erhob sich und legte ihm zehn Euro auf den Tisch. »Das war wunderschön«, flüsterte sie. Zuerst wollte Rafa protestieren, denn so gehörte es sich, doch die Frau schenkte Juancho einen langen Blick, winkte ihren Begleiterinnen und alle drei stöckelten davon. Attraktive Frauen in kurzen wehenden Röcken. Ein paar Herzsschläge lang empfand Rafa wieder wie ein junger Mann und ein Blick voller Tatendrang folgte den Señoritas.

Oh ja, es gab im Universum Dinge, die man nicht erklären konnte, dachte er. Eine verdammte Menge Dinge gab es. Er stellte die Gitarre neben den Tisch und wollte soeben den Wirt rufen, um eine Bestellung aufzugeben, als es ihm kalt über den Rücken rann.

Madre mia, womit sollte er heute Abend Gitarre spielen? Er hatte kein eigenes Instrument. Würde er es ertragen, sich selbst und Juancho zu enttäuschen? Nein, auf keinen Fall! Also beschloss er, sich nur für diesen Abend die Gitarre auszuleihen. Morgen würde er sie zur Polizei bringen und ihnen eine glaubhafte Geschichte auftischen, damit der Straßenmusiker sein Instrument zurückbekam.

Ja, das würde er tun.

Ganz leicht war ihm bei diesem Gedanken, obwohl es ihn schüttelte. Denn er hatte die erschütternde Erkenntnis gewonnen, dass er eine Zukunft hatte.

Als Rafa sich bewusst wurde, dass mehr als fünfzig Gäste ihn auffordernd beäugten, wurde er nervös. Ein Konzert zu geben war etwas anderes, als spontan ein paar Lieder zu spielen. Nun würde ihm jeder auf die Finger blicken und wenn er einen Fehler machte, würde man ihn auslachen. Er erinnerte sich an den Satz eines Lehrers, der ihm ein paar Dinge auf der Gitarre beigebracht hatte. ‚Niemand merkt, wenn du dich verspielst‘, hatte der Mann gesagt. ‚Denn niemand weiß, was du eigentlich spielen *wolltest!*‘.

Das machte Rafa Mut.

Juancho hockte auf einem Stuhl in der Nähe der kleinen Bühne, die eher einer Erhebung mit zwei Transportpaletten glich. In Spanien war es keine Seltenheit, dass Eltern ihre Kinder bis in die späten Abendstunden bei sich hatten, sodass Juancho keine Aufmerksamkeit erregte.

Der Kleine lächelte in freudiger Erwartung und kniff die Augen zusammen, was sehr lustig aussah. Das machte Rafa Freude und er begann mit denselben Liedern, die er der Gitarre heute Nachmittag spontan entlockt hatte. Der Applaus war herzlich und lauter, als das gewöhnlich in Cafés der Fall war, wo die Gäste miteinander sprachen und sich durch einen Klavierspieler oder andere Musik eher gestört als erbaut fühlten. Als schließlich alle Gespräche verebbten und sich jedes Gesicht ihm zuwandte, wusste Rafa, dass er alles richtig machte.

Der Wirt, sein Name war Antonio, reckte die Daumen nach oben und zapfte ein Bier nach dem anderen.

Bevor Rafa Luft holen konnte, war die halbe Stunde vorbei und tosender Beifall beendete den ersten Teil des Konzerts. Antonio hielt seinem Künstler ein großes und komplett gefülltes Rotweinglas hin. Rafa leerte es mit zwei Zügen und wischte sich mit dem Handrücken die Lippen ab. In seinem Kopf ratterte es. Noch einen Auftritt und er würde zum Trödelmarkt

nach San Fernando gehen, wo er mit etwas Glück eine gebrauchte Gitarre fand, die nicht viel kostete. Dann würden er und Juancho in eine ...

Nein, das war zu viel des Guten. Eine kleine Wohnung? Mit einem Bad? Und einem richtigen Bett? Träume entstanden durch eindringliche Bilder, aber die neigten auch zum Platzen wie Seifenblasen im Sonnenschein. Rafa träumte schon lange nicht mehr. Dazu hätte er die Zukunft visualisieren müssen und das war nicht sein Ding. Alles, was den nächsten Tag anbelangte, ließ er auf sich zukommen. Doch so konnte, so durfte er jetzt nicht mehr denken, da sich seine Verantwortung vergrößert hatte. Ein Job war ein Job und den galt es zu erfüllen.

Das will ich nicht, dachte er. Das stiehlt mir meine Unabhängigkeit.

»Das war gaaanz schön«, sagte Juancho. Er lehnte sich an Rafas Beine und strahlte. »Ich muss Pipi.«

»Ja, Pipi«, murmelte Rafa und fragte sich, warum er nicht genauso glücklich war wie Juancho und die meisten der anwesenden Gäste. »Wir gehen zur Toilette.«

Als sie zurückkamen, stand ein neues gefülltes Weinglas auf dem Tisch. Dankbar nickte Rafa zu Antonio, der gänzlich zufrieden wirkte. Der Wirt kam zu ihm. »Kannst du schon jetzt weitermachen?«

»Ich trink aus, dann leg ich los.«

»Bien, comrade.«

Und Rafa spielte. Er spielte alles, was sich im Gebäude seiner Erinnerungen befand, und er hätte zwei Stunden spielen können. Er hatte nicht geprobt, dennoch waren alle Töne, Noten und Griffe wieder präsent, als wäre er jahrelang als Musiker aufgetreten.

Die Gäste klatschten im Rhythmus, während seine Hand auf den Korpus der Gitarre schlug, tatata tatatata! Flamenco! Er stellte sich vor, wie ein wunderschönes schlankes Paar vor ihm wirbelte, auf Zehenspitzen, die Hacken knallten auf den Boden, Kastagnetten rasselten. Es war pure

Leidenschaft. Danach spielte er *Greensleeves*, warm und fremdländisch. Und schließlich ein Stück, das er sich beigebracht hatte, als ... als das damals geschah und nach dem er nie wieder eine Gitarre angefasst hatte.

Tears in Heaven. Ein Stück des Gitarristen Eric Clapton, mit dem Rafa seine eigene Geschichte verband. Und er sang traurig. Seine Stimme war erst leise, sehr rau, dann wurde sie lauter, sicherer und schließlich trug sie ihn hoch auf traurige Erinnerungswolken und als er endete, hatte er Tränen in den Augen.

Die Gäste waren stumm und starrten ihn an. Juancho saß regungslos auf dem Stuhl, den Mund offen. Dann brach der Jubel los und Rafa nickte und ließ die Gitarre sinken. Er trocknete seine Augen und war dankbar, dass Antonio ihm Wein brachte und fünfzig, nicht vierzig, tatsächlich fünfzig Euro auf den Tisch legte. »Morgen wieder?«, fragte er.

Nein! Nie wieder!, schrie alles in Rafa. »Ja, morgen bin ich wieder da.«

Doch dazu sollte es nicht kommen.

Rafa nutzte die fünfzig Euro klug. Da die Geschäfte auf Gran Canaria bis 22 Uhr geöffnet hatten, war noch ausreichend Zeit, um einzukaufen. Wurst, Käse, Brot, Milch. Und noch immer waren vierzig Euro übrig. Wein? Nein, davon hatte er genug getrunken. Er kaufte eine flauschige weiche Decke für nur 10 Euro. Dreißig Euro übrig.

Rafa hockte sich vor Juancho und ihre Augen befanden sich auf gleicher Höhe. »Hast du einen besonderen Wunsch?«

»Wunsch?«

»Möchtest du etwas?«

»Nnnnh.« Juancho schüttelte den Kopf. Als wolle er sagen: *Du hast heute so schöne Musik gemacht. Mehr brauche ich nicht!*

»Bonbons? Oder einen Schokoriegel?«

»Nnnnh.«

Verlegen strich Rafa mit dem Handrücken über Juanchos Wange. Das war ein wunderbares Gefühl. Diese weiche, reine Haut, diese Unschuld in den Augen. Mutig fuhr er dem Jungen mit den Fingern durch das lange blonde Haar. Juancho machte einen Schritt nach vorn und legte seine kleinen Arme um Rafas Hals und drückte sich an ihn. Der alte Säufer seufzte, als er das kleine Gesicht an seiner bärtigen Wange spürte und den milden Geruch des Kindes wahrnahm. Juancho drückte Rafa einen Kuss auf die Wange. »Du bist lieb, Rafael.«

»Rafa.«

»Nein, Rafael. Du bist groß. Du hast keinen kleinen Name.«

Sprach so ein Kind dieses Alters? Rafa strengte sich an, nach wie vor nicht darüber nachzudenken. Täuschte er sich oder passten die Klamotten besser als heute morgen?

Sie gingen Hand in Hand zurück zu ihrer Höhle. Ihre Unterkunft kam Rafa plötzlich schäbig vor, schmutzig und falsch. Er konnte es nicht ändern, noch nicht. Also bereitete er Juancho und sich eine Mahlzeit, dann wickelte er den gähnenden Jungen in die neue Decke. Schließlich saß er vor der Höhle und blickte hoch zum Sternenhimmel, während Juancho schlief. Rafa lächelte still. Unversehens wusste er, was geschehen war.

Gott oder wer auch immer hatte ihm einen Engel geschickt.

Zweites Kapitel

1

Am nächsten Morgen staunte Rafa nicht schlecht. Unter der weggestrampelten Decke lag ein Kind, das definitiv ein Jahr älter war als am Tag zuvor. Bevor er sich von seinem Staunen übermannen lassen konnte, lenkte ihn Juanchos Verhalten ab. Der Junge schwitzte und stöhnte. Rafa legte ihm die Hand auf die Stirn und stellte sofort fest, dass das Kind fieberte. In Juanchos Augen flackerte eine Krankheit.